

„HIV/AIDS, Tsunami, Corona – Dilemma zwischen Notfallhilfe und Stereotypen“

In den vergangenen drei Jahrzehnten bewegte sich die Vereinte Evangelische Mission (VEM) in einer Welt, die zunehmend von globalen Gesundheitskrisen, Umweltkatastrophen, humanitären Notlagen und tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüchen geprägt ist. Die zerstörerische und vielfach stigmatisierende HIV/AIDS-Pandemie, der Tsunami im Indischen Ozean 2004, wiederkehrende Taifune und Überschwemmungen – insbesondere in Indonesien und auf den Philippinen – sowie die COVID-19-Pandemie stellten Wendepunkte dar. Sie forderten theologische Überzeugungen heraus, hinterfragten missionarische Praxis und veränderten globale Partnerschaften nachhaltig.

Diese Krisen machen ein grundlegendes Dilemma sichtbar: Wie kann eine Missionsgemeinschaft entschieden und mitfühlend auf menschliches Leid reagieren, ohne dabei stereotype Bilder von Abhängigkeit, Hilflosigkeit oder einseitiger Hilfe zu reproduzieren – insbesondere im Verhältnis zwischen Kirchen des globalen Nordens und Südens? Ist Nothilfe humanitär verantwortet, ethisch reflektiert und theologisch fundiert, sodass sie gegenseitigen Respekt stärkt, Partnerschaften vertieft und die Identität der VEM als Gemeinschaft bekräftigt, die sich der Liebe, Fürsorge und Gerechtigkeit des Reiches Gottes verpflichtet weiß?

Dieser Beitrag zeichnet den Weg der VEM im Kontext von HIV/AIDS, Tsunami und COVID-19 nach. Er zeigt, wie Notlagen die Identität der Gemeinschaft geprägt haben – und wie es ihr gelungen ist, Stereotypen bewusst zu überwinden.

Notfälle als Meilensteine von Identität und Internationalisierung

Seit den 1990er Jahren, einer Phase dramatisch steigender HIV/AIDS-Infektions- und Todesraten – insbesondere in Afrika –, definierte die VEM ihre kirchliche und diakonische Ausrichtung neu. Sie verstand sich nicht nur als geistliche Begleiterin, sondern auch als Trägerin emotionaler und sozialer Unterstützung für Betroffene. HIV/AIDS wurde nicht allein als medizinische Krise wahrgenommen, sondern als komplexe soziale, kulturelle, psychologische und theologische Herausforderung.

Aus ihrer diakonischen Verantwortung heraus stellte sich die VEM Fragen von Stigmatisierung, Geschlechtergerechtigkeit, Sexualität und Armut. Seelsorge und theologische Ausbildung wurden weiterentwickelt, um kontextsensibel auf die neuen Realitäten zu reagieren. Mitgliedskirchen schufen Räume für Prävention, Beratung und Begleitung. Damit verschob sich der Schwerpunkt von einer rein verkündigenden hin zu einer ganzheitlichen Missionspraxis.

Mit dem Tsunami von 2004 in Indonesien, der Tausende von Menschenleben forderte und ganze Regionen verwüstete, sowie mit wiederkehrenden Naturkatastrophen in Asien wurde die internationale Solidarität innerhalb der VEM konkret erlebbar. Nothilfe, Wiederaufbau und Traumabegleitung zeigten die Tragfähigkeit der weltweiten Netzwerke. In der Begleitung betroffener Gemeinden in Indonesien und auf den Philippinen wurde Gottes Liebe sichtbar bezeugt und Hoffnung neu gestiftet.

Die COVID-19-Pandemie schließlich traf alle Regionen gleichzeitig. Sie machte globale Verwundbarkeit sichtbar und legte strukturelle Ungleichheiten offen – etwa beim Zugang zu Impfstoffen. Klassische Rollenbilder von „Helfenden“ und „Hilfsbedürftigen“ gerieten ins Wanken, da alle gleichermaßen mit Unsicherheit, Verletzlichkeit und Kontrollverlust konfrontiert waren. Die Pandemie schärfte das Selbstverständnis der VEM als Gemeinschaft gegenseitiger Verwundbarkeit und geteilter Verantwortung. Zugleich beschleunigte sie neue Formen internationaler Verbundenheit, die nicht auf physische Präsenz angewiesen waren, sondern auf einem gemeinsamen Auftrag gründeten – getragen von Liebe, Geschwisterlichkeit und Fürsorge.

Stereotypen überwinden – strukturelle Gleichberechtigung leben

Historisch ist unbestreitbar, dass die VEM aus Missionsgesellschaften hervorging, in denen das Modell von „Mutter-“ und „Tochterkirchen“ vorherrschte: Die eine Seite entschied, unterstützte und leitete; die andere empfing und blieb abhängig. Mit der Internationalisierung vollzog die VEM einen grundlegenden Perspektivwechsel. Strukturelle Gleichberechtigung bedeutet: Gleiche Mitgliedschaft impliziert gleiche Rechte und gemeinsame Verantwortung. Gegenseitiger Respekt verbindet alle Mitglieder als lebendigen Leib Christi.

Gleichzeitig bleibt die Gefahr bestehen, dass Hilfe in Krisensituationen Machtasymmetrien verstärkt und unbeabsichtigt Dominanz reproduziert. Angesichts häufiger und schwerer Krisen im globalen Süden hat die VEM ihre Hilfspolitik daher kontinuierlich weiterentwickelt. Ziel ist es, Fürsorge mit Mitgefühl, Hilfe mit Liebe und Unterstützung mit Gerechtigkeit zu verbinden.

Krisenreaktionen müssen ethisch verantwortet, menschenwürdig gestaltet und theologisch reflektiert sein. Sie sind Ausdruck gelebten Glaubens – nicht in paternalistischen Interventionen, sondern in solidarischer Präsenz, in gerechtem Handeln und im Respekt vor der Würde aller Beteiligten.

HIV/AIDS, der Tsunami, Taifune und die Corona-Pandemie haben Verwundbarkeiten und Machtungleichgewichte offengelegt. Das Spannungsfeld zwischen notwendiger Nothilfe und der Gefahr stereotyper Zuschreibungen bleibt bestehen. Doch die Entwicklung der VEM zeigt eine wachsende Fähigkeit, auf Krisen zu reagieren, ohne Gemeinschaften auf Opferrollen zu reduzieren.

Indem lokale Akteur*innen gestärkt und Betroffene als handelnde Subjekte ernst genommen werden, lebt die VEM eine ganzheitliche Mission, die postkoloniale Denkweisen überwindet und in gegenseitiger Partnerschaft und Geschwisterlichkeit verwurzelt ist – gerade in Zeiten der Krise.

**Pfarrerin Félicité Ngnintedem, Leiterin Global Programs und
Vorstandsmitglied der VEM**